



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

H., R.: Bismarcks Geburtstag in Newyork.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Bismarcks Geburtstag in Newyork.



Es ist ein höchst charakteristisches Zeichen der Zeit, daß in Newyork der Geburtstag des Fürsten Bismarck spurlos vorübergegangen ist. In derselben Stunde, wo die Deutschen aus aller Herren Ländern einig und bestrebt waren, den Erschaffer unsers Reiches zu ehren, brachte das hervorragendste der Newyorker deutschen Blätter einen mit hämischen Angriffen und Nörgereien gestopften Artikel, der prahlerisch in den Worten gipfelte, daß niemand an diesem Tage in Newyork es „gewagt“ habe, seine Gedanken zu äußern oder mit irgendeiner Rundgebung vor die Öffentlichkeit zu treten. Es muß, hiernach zu urteilen, in dem gepriesenen Lande der Freiheit ein außergewöhnlicher Mut dazu gehören, seine Dankbarkeit zu zeigen, denn wenn irgendein Mann den Deutschamerikanern Gutes erwiesen hat, so ist es unser Kanzler. Durch schmerzlich lange Jahre nur eine mißachtete, trotz aller nur zu selbstloser Hingabe an ihr neues Gemeinwesen mit Mißtrauen betrachtete und mit Hohn überschüttete Masse, die unter den Brutalitäten eines hochfahrenden und dünkelfaften Volkes nach Existenzberechtigung rang, erhielten die Deutschamerikaner durch den Einiger Deutschlands mit einem Schlage das, was sie nie genossen und vergebens ersehnt hatten: Achtung und Geltung für ihre Eigenart.

Es ist menschlich, daß die richtige Schätzung dieses Vorganges so bald vergessen worden ist; ist doch die Geschichte nach dem Ausspruch eines Weisen nur dazu da, daß man nichts aus ihr lerne. Es ist nutzlos, Worte hierüber zu verlieren, aber es ist vielleicht angebracht, zu prüfen, aus welchen Gründen das erwähnte Blatt mit einer so herausfordernden und verletzenden Sprache gerade in solcher Stunde erschien. Was in aller Welt soll das heißen?

An gewöhnlichen Tagen lediglich damit beschäftigt, ihre Leser über alles, was in Deutschland vorgeht, möglichst im Unklaren zu halten, ist die „Newyorker Staatszeitung“ nicht nur das am sorgfältigsten redigirte, sondern auch das gelesenste Newyorker Blatt, und nicht nur der Spießbürger, sondern gezwungenermaßen auch der Gebildete und besser Unterrichtete ist darauf angewiesen, aus dieser Quelle seine tägliche politische Nahrung zu schöpfen. Wo nun ein Erfolg unsrer Regierung zu verzeichnen ist, wird er, wenn es irgend geht, verschwiegen, andernfalls nach Kräften verkleinert; wo eine Wolke sich am politischen Horizonte Deutschlands zeigt, wird sie geflissentlich vergrößert; was sich irgend Gehäßiges und Peinliches über unser Leben sagen läßt, wird

überall mit Luft herausgeklaubt und breitgetreten; die Liste in Deutschland begangener Verbrechen ist nirgends erschöpfender und ausführlicher zu finden. Alles Gebotene ist vorher gerollt in jenem Phrasenbrot, der uns nun schon seit Jahrzehnten Übelkeiten verursacht: von der Polizeiwirtschaft und der Tyrannenwillkür, der geknebelten Presse und der geknechteten öffentlichen Meinung, von dem preussischen Landrate, der den fleißigen Arbeiter am Erwerb von Grundeigentum verhindert, von der Regierung, die lähmend auf die „Verhältnisse“ wirkt, und weiß Gott was! Nachrichten wie die, daß ein armer Landwehrmann, der sich behufs Dispensirung von der Kontrolversammlung in einem Immediatgesuch an den Kaiser gewendet, „schon wieder“ (der Ärmste!) zu neun Jahren Zuchthaus verurteilt worden, werden mit dreister Stirne aufgetischt und verursachen bei allen Wohlgefinnten eine Gänsehaut.

Wer die „Newyorker Staatszeitung“ kritiklos liest, und ohne es vielleicht zu wollen und zu merken, die hier gebotenen Anschauungen in sich aufnimmt, ist in wenigen Jahren der Überzeugung, daß Deutschland ein überaus unglückliches Land sei, das unter dem Druck unerhörter Steuern beinahe erliegend, nach Freiheit schmachtend und für ewig von willkürlichen und eigennütigen Machthabern in Fesseln geschlagen, ein wahrer Orkus für unabhängige Männerseelen sei; daß jeder Unterthan gewohnheitsmäßig mehrere Stunden des Tages an der Kette liege; daß niemand laut zu denken wage; daß die sogenannten Volksvertreter mit Ausnahme der Deutsch-Freisinnigen ein niedriges Gesindel seien, welches sich gelegentlich unter einander prügle; daß in keinem Lande der Welt die Moral tieferstehe, die Unsicherheit des Individuums größer, die Verbrechen häufiger seien.

Zum Belege, mit welcher Gewissenhaftigkeit die „Staatszeitung“ ihre 60- bis 70 000 Abonnenten über die Zustände in der Heimat zu belehren sucht, kommen häufige Korrespondenzen aus Berlin, die, augenscheinlich im Zentralbureau einer gewissen Partei auf Bestellung angefertigt, alles Gift und alle Galle verspritzen, die man daheim hat zurückhalten müssen, weil das Publikum nicht mehr so willig wie früher diese Kost schlucken will. Aus diesen Berichten geht zur Evidenz hervor, daß unsre Kolonialunternehmungen ein frevelhaftes und gewissenloses Spiel mit den besten Interessen unsers Volkes sind, daß die ganze Zollgesetzgebung nur dazu geschaffen ist, um ein Paar Großgrundbesitzer zu bereichern, daß die soziale Frage niemals von einer Monarchie gelöst werden kann, daß die Weltanschauung des Herrn Eugen Richter um mehrere Türme höher steht als die des Reichskanzlers, und daß die Politik des letztern im großen Ganzen überaus stümperhaft ist.

Es wäre nun fehlgegriffen, wollte man annehmen, daß diesen so heftigen Ausfällen des erwähnten Blattes irgend etwas zu grunde läge, was man entfernt eine nationale Gesinnung nennen könnte. Der Wind weht hier aus einer ganz andern Richtung. Obwohl freudig winselnd bei einem gelegentlichen herab-

lassenden Fußtritt des Herrn Amerikaners, ist diese deutsche Zeitung trotzdem weder amerikanisch, noch deutsch, noch antideutsch, sie ist vielmehr lediglich im höchsten Maße gefinnungslos, was die Schönredner „international“ nennen, und gehört zu jener weitverzweigten Koterie kapitalistischer Blätter, die die Allgewalt und Weltherrschaft des Geldsacks auf ihre Fahne geschrieben haben und ihre Inspirationen lediglich aus den Komtoirs der großen Börsenjobber beziehen. Es versteht sich von selbst, daß der Kampf für diese edle Sache unter einem ganz andern Motto geführt wird, und daß auch unser treffliches Blatt von wohlmeinenden liberalen Phrasen förmlich überfließt.

In der That, es wird eine wunderliche Aufgabe für einen Geschichtschreiber späterer Tage sein, überall den Zusammenhang zu entwirren, durch den der Liberalismus nun schon seit Jahrzehnten so vollständig mit der Bank- und Börsenwelt verquickt ist. Er war von Geburt einer der edelsten Gedanken, die die Menschheit erzeugt hat, und ist nun doch so anrüchig geworden, daß es einen jammert. Ursprünglich ein flotter Bursche mit lockenumwalltem Haupt und flammendem Auge, der überall an den Ketten der Menschheit rüttelte und dem Individuum die geraubte Freiheit zurückzuerobern trachtete, steht er jetzt, ein abgelebter Greis, im Golde des Mammons, schnarrt als Croupier der Börsenspielhölle sein monotones: *Faites votre jeu* und hilft das soziale Elend vermehren. „Unbeschränkte Ausbeutung des Wehrlosen“ — das ist die Parole, die verhüllt in hundert verschiedenen harmlosen und wohlklingenden Wendungen immer wiederkehrt, und das Volk, dieser unbelehrbare Nabe, ist stets bereit, dem Lobgesange des Fuchses zu lauschen und sich sein Stückchen Käse entschlüpfen zu lassen. Während eine Rotte gewissenloser Demagogen, bei denen man niemals weiß, wo der Wahnsinn aufhört und der Eigennutz anfängt, die Selbstüberschätzung der Massen unaufhörlich zum Sieden bringen, während von der Tribüne herab faustdicke Phrasen von der Entfesselung der Kräfte, von der einzig rettenden Selbsthilfe, der wirtschaftlichen Selbstbestimmung des Einzelnen und so fort unablässig ins Land geschleudert werden, zieht der süße Böbel, überzeugt von seiner Gottähnlichkeit, mit schäumendem Maul durch die Straßen: „Freiheit und immer noch mehr Freiheit“ brüllend. Oben aber auf dem Balkon stehen schmunzelnd die Geldbarone und nicken sich befriedigt zu: „Ausgezeichnet; es geht immer noch; die Dummen werden nicht alle!“

Es ist tragikomisch, mit anzusehen, wie diese blöde Menge (in Newyork heißt es „das Volk von Souveränen,“ jeder Straßenseher ist ein „Souverän“) sich immer wieder ans Messer liefert, nachdem es hunderte von malen ausgeplündert worden ist; es ist noch interessanter, zu beobachten, in wie geschickter Weise die Macher immer wieder, wie einst nach dem Berliner Krach, den allgemeinen Unwillen auf andre abzulenken gewußt haben. Seit Jahrzehnten feucht die alte und auch die neue Welt wie ein Lasttier; nie ist mit solchem Geschick und solchem Fleiß gearbeitet worden, und doch will es fast niemand

mehr gelingen, zu Gelde zu kommen, es sei denn, daß er schon von Hause aus Geld hatte. Die Armut der Mittelklassen ist in steter Zunahme begriffen, die Unzufriedenheit der tiefen Schichten allerwegen in rapidem Wachsen, selbst in dem gepriesenen Amerika ist seit Jahr und Tag „schlechte Zeit“; aber während die hohen Herren der Börse nicht mehr wie früher mit Millionen, sondern mit Milliarden, mit dem Einkommen und dem Wohlstande ganzer Provinzen und Länder hasardiren, ist noch immer nicht genug „wirtschaftliche Freiheit“ in der Welt, sind die liberalen Phrasendrescher mit ihren „wahrhaft freisinnigen“ Ideen noch immer hochwillkommen, ist das Publikum noch immer so leicht zu täuschen wie früher.

Es läßt sich begreifen, daß ein Land wie Deutschland, das im Besiz einer starken Regierung den festen Willen ausgesprochen hat, den wirtschaftlich Schwachen zu schützen, das sich mit warmherziger Mühnheit den guten Kern der verhassten Sozialdemokratie zu eigen gemacht hat, das die Emanzipation der Arbeit und die Vinderung des sozialen Elendes zur Aufgabe erkoren hat, das den Frevel soweit getrieben hat, dem Übermut und der Übermacht des Geldes ein „Halt!“ zuzurufen, daß dieses Land ein Stein des Anstoßes in den Augen aller kapitalistisch Wohlgesinnten geworden und als der gemeinsame Feind schon längst denunziert ist. Auf der ganzen Linie ist der Krieg gegen Deutschland erklärt; mag man die Wiener „Neue freie Presse,“ mag man die Berliner Börsenblätter, mag man die „Newyorker Staatszeitung“ in die Hand nehmen — überall wird in dasselbe Horn gestoßen. Die Freiheit der Ausbeutung ist in Gefahr, die Macht des Geldes und die Macht der Phrase, das Ziel und das Mittel jenes Kampfes, sind bedroht. Es ist ferner erklärlich, daß der Mann der bestgehaßte ist, der noch niemals in seinem Leben eine Phrase gesprochen hat, der im Reich der Phrase aufz unerbittlichste gewirtschaftet und die Helden der Phrase zu Paaren getrieben hat. Da alle Versuche, den Mann zu beseitigen, bisher fehlgeschlagen sind, so muß er wenigstens nach Kräften verunglimpft, müssen seine Ziele soviel als möglich verdreht und verdunkelt werden. Überall, wo in unserm Kanzler der warme Freund des arbeitenden und schaffenden Volkes, der Förderer von Deutschlands Macht und der praktische Mann siegreich hervortreten, ertönt ein Wutgeheul auf der ganzen Linie; und damit der Reiz des Pikanten nicht fehle, mischt sich hin und wieder eine Anerkennung seiner Leistungen wie eine elegische Klage ein, wie der ununterdrückbare Wunsch, ob dieses große Genie sich einst doch vielleicht noch in den Dienst des Geldsackes und des Liberalismus stellen ließe. Aber genug davon.

Der prahlerische Hohn, mit dem die „Newyorker Staatszeitung“ ihren Geburtstagartikel schloß, war nichts als der Beleg dafür, daß sie sich hier vollständig Herrin des Terrains fühlt und selbst das äußerste wagen darf, ohne daß irgend jemand vorhanden ist, der ihr heimzuleuchten Gelegenheit und Zuhörer genug hätte. Die Schlußwendung: „Wie war das doch so ganz anders

vor vierzehn Jahren!" bedeutet ein Selbstlob, das die Brave sich auszustellen nicht umhin kann. Es heißt: „Fürwahr, wir sind thätig gewesen. Hände voll Sand haben wir in die Augen unsrer Leser gestreut, sie tappen nunmehr alle im Dunkeln!"

Es ist dies aufs tiefste zu bedauern, da das Gros der 400 000 Deutschen in Newyork und den Schwesterstädten geradezu auf dieses Blatt angewiesen ist, das allein den Ansprüchen eines großstädtischen Lesers Genüge leistet. Die armen Pennyzeitungen, die nebenbei auf den allerbescheidensten Leserkreis wirken, kommen, auch wo sie prinzipiell nicht gegen unsre Heimat Front machen, nicht in Betracht, und so muß denn auch hier, wahrscheinlich noch lange, die Wahrheit auf der Straße herumlaufen, obdachlos wie eine Prostituirte, und betteln, daß sich um Himmelswillen jemand ihrer erbarme.

Es ist nicht die einzige Frau, die heutzutage weint. Es steht eine andre auf dem Niederwald am Rhein; sie blickt stolzen Auges in die Welt, wenn tags der Fremde kommt, um ihr zu huldigen. Aber wenn abends die Schatten sinken, dann richtet sie sich ängstlich auf und späht mit Geisteraugen über den weiten Ozean nach Westen, nach jenem fernen Lande, wo ihre verlorenen Kinder noch immer mit abgewandtem Gesichte stehen und ihre Mutter verläugnen und verlästern.

Newyork, im April 1885.

R. H.



## Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

9.



arlamentsferien sind mir stets als eine sehr bedenkliche Einrichtung erschienen. Nehmen wir nur die Hauptsache bei dem ganzen „Verfassungsleben," nämlich die parlamentarischen Wortführer, so muß einleuchten, daß jemand, der gewohnt ist, täglich ein gewisses Quantum Rede von sich zu geben, nicht ohne Nachtheil für sein Gesamtfinden genötigt werden kann, sich plötzlich Enthaltbarkeit aufzuerlegen. Allerdings braucht der feiernde Parlamentarier nicht zum Trappisten zu werden, er wird im engeren Kreise oder auch in dem weiteren einer Wählerversammlung sein Redebedürfnis zu befriedigen suchen. Allein, meine Herren, das ist nur ein schwacher Ersatz, etwa so, wie wenn der Norddeutsche (um, mit gütiger Erlaubnis der Herren Sozialdemokraten, einen „pommersehen Gutsbesitzer" zu zitiren) für „sein naturgemäßes Getränk, den Rotwein von Bordeaux, sich mit den sauern Neben von der Ahy und Nahe" behelfen muß: es fehlt die milde Kraft und Wärme, welche den Organismus beleben. Zudem